

Vopojaden

Strandgut, aufgelesen für Wessis & Ossis von *Richard Jilka*

Im Jahre 2007 hatte ich einen Monat meines Lebens verkauft. In Magdeburg hatte ich eine **Waderausstellung** zu betreuen, in der ein Überblick über die Entstehung und die Endwicklung der deutschen Sozialversicherungen sowie über die Breite des gegenwärtigen Sozialsystems gegeben wird. Denn die vielschichtigen Zusammenhänge unseres sozialen Netzes werden offenbar nicht bloß von vielen Bürgern in den seit 17 Jahren beigetretenen Ländern, sondern überall in der Republik nur unzureichend verstanden. Beispielsweise werden allzuoft die beitragsbezogenen Ansprüche auf bestimmte Leistungen mit einem allgemeinen Rechtsanspruch auf Staatsknete verwechselt. Das zunehmende Unverständnis grundlegender Prinzipien unseres Sozialstaates ist um so bedauerlicher, da seit mehr als zwei Jahrzehnten die öffentliche Debatte um seine Finanzierung und seine Leistungen kreist wie ein Pendel. Zwischen „sozialer Hängematte“ und „Elbogenkapitalismus“ schwanken die Vorwürfe gegen unsere „soziale Marktwirtschaft“. Und der aus vielerlei Gründen notwendig gewordene *Umbau* des Sozialsystems wird von den Betroffenen meist als *Abbau*, als Beschneidung ihrer gewohnten Ansprüche erlebt. Um der verbreiteten Unkenntnis und der damit einhergehenden Schwarzmalerei entgegenzutreten, ruft die Ausstellung Eckpunkte unserer Sozialgeschichte in Erinnerung, vor deren das gegenwärtig Erreichte in versöhnlichem Licht beleuchtet wird. Ihr Auftraggeber, das verantwortliche Ministerium, möchte, um vermittels Aufklärung Identität zu stiften, durch bürgernahe Präsentation möglichst viele Menschen ansprechen. Weil der schlichte Bürger jedoch normalerweise nur ausnahmsweise, sogar bei freiem Eintritt, eine Ausstellung besucht, wurde sie diesmal, damit ihre Botschaft den Bürger erreicht, in einer weitläufigen Einkaufshalle aufgestellt. Die riesige, hufeisenförmig Halle war nach der Wende auf einem Feld am Stadtrand von Magdeburg eilig hochgezogen worden, dort war das Bauland billig zu haben, denn seine Eigentümer ahnten noch nicht, wieviel sie hätten verlangen können. Obendrein versprachen sie sich von einem Einkaufstempel schon für das Weihnachtsgeschäft 90/91 Wunder was. Die Halle überdacht Ladenzeilen mit großen und kleinen Geschäften, in denen es alles zu kaufen gibt, was eine entwickelte Marktwirtschaft zu bieten hat. Den allgemeinen Öffnungszeiten der Geschäfte angepaßt hatte ich Montags bis Samstags von 9 bis 20 Uhr Dienst. Anstatt in einem Museum oder einem öffentlichen Gebäude saß ich dort unangenehm lange inmitten der artifiziellen Welt gegenüber einer Eisdiele am Infotresen. Hinter meinem Posten begannen die endlos scheinenden Reihen aus labyrinthisch verschachtelten, sozialgeschichtlich bebilderten & betexteten Stellwänden. An meinem Tresen gab ich aktuelle sozialpolitische Themen betreffende Broschüren, CDs, DVDs und Com-

puteranimationen aus, informiere interessierte Bürger über die Inhalte der Ausstellung, hielt Stellwende, Beleuchtung, Videos in Ordnung und mich bereit, um Besuchergruppen oder Schulklassen durch die deutsche Sozialgeschichte zu führen. Damit während meiner Abwesenheit der Tresen samt Telephon und Infomaterial nicht unbeaufsichtigt blieb, hatte ich als Vertretung und zur Unterstützung einen Rentner als Gehilfen. „Da kämpfen wir uns gemeinsam durch!“ begrüßte er mich kameradschaftlich.

Der ehemalige **Vopo** Peter W. war noch nicht lange pensioniert. Nachdem er dreißig Jahre Dienst geschoben hatte, war er nach der Wende übernommen worden, um weitere zehn Jahre als Kontaktbeamter bei der neuen Polizei zu dienen; er war in Magdeburg bekannt wie ein bunter Hund. Äußerlich erschien mein VopoRentner wie irgendein gesamtdeutscher Kleinbürger: er wirkte ausgeschlafen, aufgeräumt und gepflegt, achtete auf seine Kleidung, schaute den Frauen nach, hatte ein Gartenhaus, reiste gerne zu günstigen Preisen („*all inclusive*“), interessierte sich für Sport und gutes Essen, liebte Autos, war bezaubert von den Spielereien der neusten Volkstechnologie wie Handy, TV, PC, DVD, DDGi, kannte die Moderatorinnen der Talkshows von Angesicht, ließ die einschlägigen Boulevardblätter und war allgemein informiert. Wie viele seiner Standesgenossen hatte er klare Vorstellungen vom Leben, von ordentlichem Betragen, von arbeits- und persönlichen Verhältnissen, Familie, Kindererziehung, Wohnen, Sauberkeit, Haarschnitt... Stets war er zu Scherzen aufgelegt. Jedoch war er offenbar nicht neugierig auf Fremdes. Ohne sich auch nur einmal nach meinen Lebensumständen zu erkundigen, erzählte er mir bei jeder sich bietenden Gelegenheit ungefragt Ausschnitte aus seiner Lebensgeschichte. Sobald wir ungestört nebeneinander saßen, begann er offenherzig seine Erinnerungen an eine andersartige, verschwundene Welt abzuspulen. Wurde er in seinem Schwung nicht unterbrochen, zog er aus seiner Vergangenheit eine Anekdote nach der anderen hervor und reihte eine Vopogeschichte an die nächste, als ob er die sich ihm endlich bietende Gelegenheit, wochenlang einen leibhaftigen Wessi zur Seite zu haben, keinesfalls verstreichen lassen dürfe, ohne dem Fremden sich und seine vergangene Welt zu erklären. Als ob der ExVopo seine Geschichte unbedingt loswerden müsse, überschüttete er mich mit seinen Vopojaden. So bekam ich auch noch diese Geschichte aufgebürdet, um sie irgendwo zu verstauen, bevor sie vergessen wird. Inwieweit Peters Geschichten stimmig sind, kann ich nicht beurteilen, aber vorerst schreibe ich sie mir vom Hals.



Wie so Viele in Magdeburg erzählte der Vopo gerne, früher sei vieles nicht schlecht gewesen. Beispielsweise die **Kelle**: der Griff des einerseits roten, andererseits grünen Winkers, mit dem der Polizist den Verkehr regele, sei durchdachter gewesen, habe besser in der Hand gelegen, als derjenige, den man ihm nach der Wende in die Hand gedrückt habe. – In seinen ersten Dienstjahren als Polizist, als Volkspolizist, wie es geheißen habe, mußte er den Straßenverkehr überwachen. Damals ging er als junger Mann in der Mitte der ihm zugeteilten Straße lässig hin und her, die Uniform picobello. So demonstrierte er polizeiliche Präsenz und regelte den Verkehr. Und er machte es mir vor, setzte ein heiter gespanntes Gesicht auf, nahm locker feste Haltung an und vollführte mit tänzelnden Schritten und schwingenden Hüften, sich mal seitlich, mal frontal zeigend, mal sich um sich selber drehend, die vorschriftsmäßig eingeübten Handbewegungen: halt, umkehren, linksherum, rechtsherum, langsamer, geradeaus, zügig weiterfahren. In seiner rechten Hand wirbelte die imaginäre Kelle.



Der Vopo erzählte, er sei lange **Funkwagen** gefahren. Heute heiße es Streifenwagen, erklärte er mir, aber damals hätte man Funkwagen gesagt. Bei seinen Patrouillen habe er immer auf ein sauberes, gepflegtes Äußeres geachtet. Wenn der Volkspolizist nicht tadellos gekleidet sei, versicherte Peter W., bestünde die Gefahr, daß er von den Leuten nicht ernst genommen, im Extremfall sogar ausgelacht werde. Gelächter aber untergrabe die Autorität und erschwere es dem Polizisten, mit den Leuten umzugehen. Um es so weit nicht kommen zu lassen, habe er sich beispielsweise, wenn er anlässlich einer Demonstration die Leute mit dem Lautsprecher auffordern mußte auseinanderzugehen, vorher jedes einzelne Wort überlegt und eingepägt. Denn wenn nach einem Versprecher die Leute zu grölen begännen, seien sie durch Worte kaum noch zu beeinflussen. Weil Autorität vieles erleichtere, habe er nicht nur auf eine tadellose Uniform, sondern immer auch auf saubere Hände und Fingernägel geachtet. Einmal hatte er sich geweigert, mit einem seiner Kollegen, dessen Hemd ungebügelt und verschwitzt gewesen war, Funkwagen zu fahren. Seine Vorgesetzten hätten das vollkommen akzeptiert, mit diesem Kollegen mußte er nie wieder auf Patrouille.



Der Vopo erzählte, als Polizist fürs Allgemeine habe er die grüne Mütze getragen. Aber damals habe es auch spezielle Verkehrspolizisten gegeben, die an einer weißen Mütze zu erkennen waren. Eigentlich hätten nur sie den **Stempel** gehabt. – Selbstverständlich hat ein Wessi keine Ahnung vom

Stempel. Der Stempel, wurde ich aufgeklärt, sei wesentlich zweckmäßiger gewesen, als die Verkehrssünderkartei. Abgesehen von verschiedenen anderen Vorteilen sei der unmittelbar nach dem Vergehen verabreichte Stempel erzieherisch wertvoller gewesen als ein paar Punkte in Flensburg. Jeder DDRBürger habe als Anlage in seinem Führerschein einen Zettel gehabt, der sofort gestempelt werden konnte, wenn er im Straßenverkehr auffällig geworden war. Hatte sich ein Autofahrer einen bestimmten Zeitraum hindurch keinen Stempel eingefangen, konnte er auf einer Polizeiwache seinen angestempelten Zettel gegen einen blanken umtauschen, denn beim fünften Stempel auf dem gleichen Zettel wurde der Führerschein eingezogen. Aber das Beste, schwärmte Peter W, sei der Ermessensspielraum des Polizisten gewesen, vollkommen unbürokratische. Anstatt eine ferne Verwaltung einschalten zu müssen, konnte der Polizist direkt vor Ort ein kleines Gerichtsverfahren abhalten, bei dem auch die sozialen Verhältnisse des Verkehrssünder berücksichtigt wurden. Wenn beispielsweise bei einem Berufskraftfahrer ein Stempel mehr mit dem Entzug seines Führerscheins auch seine berufliche Existenz bedrohte, konnte der Polizist ein Auge zudrücken und Gnade vor Recht walten lassen. Der Schrecken allein wirkte. Aber ein Besserverdienender, ein Selbständiger oder eine ihrer verwöhnten Frauen konnten schnell mal gestempelt werden. – Offenbar war damals die klassenlose Gesellschaft erst im Entstehen.



Mein VopoRentner hatte in seinen jungen Jahren oft und gerne gestempelt. Wie er in den Besitz des Stempels gekommen war, erläuterte er nicht, er hatte ihn gehabt, damit genug. „Wie sie fahren“, sagte er gern bei Verkehrskontrollen, „da wird mir der Stempel in der Tasche feucht.“ Die Wirkung seiner allgemeinverständlichen Drohung genoß er. Wegen seiner grünen Mütze wurde ihm mitunter seine **Stempelgewalt** nicht geglaubt. Eine junge Frau, die er angehalten hatte, weil sie ihm durch Gelächter und Winken beim Autofahren aufgefallen war, glaubte ihm nicht, daß er stempelfähig war. Wenn er ihn wirklich habe, verlangte die Frau dreist, solle er ihr den Busen stempern. Flugs zog er seinen Stempel und drückte ihn auf ihren bereitgehaltenen Brustansatz. Damals war mein VopoKamerad ein flinkes Bürschchen und drückte seinen Stempel auch mal unvorschriftsmäßig. Weder hatte er das dafür vorgesehene Formular benutzt noch sich nach den persönlichen Verhältnissen der jungen Frau erkundigte. Die Gestempelte, erfuhr er bei der verspäteten Befragung, war die Ehefrau eines Polizeioffiziers. Peters Schreck war groß. Was wenn der Offizier seine Angetraute abends auspackte? Anhand der Nummer des Stempel konnte seine Besitzer ermittelt

werden. Aber, versicherte mir Peter fröhlich, es kam nichts nach, es kam nichts.



Einst hatte auch mein Vopo kleine **Privilegien** gehabt. Mit seinem Polizeiausweis durfte er umsonst mit den öffentlichen Verkehrsmitteln fahren. Besonders angenehm war es, er kam ja herum und konnte mittags nicht immer in der Kantine sein, daß er in allen Gasthäusern zum halben Preis essen und trinken durfte. Dabei konnte man auch schon mal die Frau mitnehmen. Gewiß, Mißbrauch habe es gegeben, aber nun sei das alles weg, weg und vorbei. Wehmütig verlor sich sein Blick über unseren Tresen hinweg im Getümmel der Einkaufshalle.



Der Vopo hatte oft Bereitschaftsdienst gehabt, viele Nachtschichten habe er, Peter, geschoben, Schlafstörungen habe ihm das eingebracht. Einer seiner ehemaligen VopoKollegen, der gerade an unserem Tresen ein Päuschen machte, als Peter von den Nachtwachen erzählte, begann der so jahrzehntelang vergeudeten Zeit ein wenig nachzutruern. Nein, widersprach ihm mein VopoRentner entschieden, die Bereitschaft, auch Nachts, sei wichtig gewesen. Der Wachdienst mußte sein. – Eine der Nächte, erinnerte er sich, habe er damit zugebracht, in der Kantine **Kakerlaken** zu jagen. Etwa ein Dutzend hätte er in einem Einmachglas gefangen. Am folgenden Tage sei er mit seiner Beute zur neuen Wohnung jenes Polizeioffiziers gegangen, der ihn mehrfach geärgert hatte. Der Mann hatte gerade Dienst, das wußte Peter, und natürlich war die Frau auf Arbeit und die Tochter in der Schule. Durch den Briefkastenschlitz ließ Peter die Kakerlaken in die Wohnung. Nach einem halben Jahr wunderten sich seine Kollegen, daß besagter Polizeioffizier schon wieder umzog? Peter kannte den Grund und schwieg stillvergnügt.



Im Rahmen seiner Möglichkeiten war mein Vopo mutig gewesen. Einmal hatte ein Polizeioffizier aus der Mannschaftsstube den **Heizlüfter** entliehen, aber nicht zurückgebracht. Auf der regelmäßig tagenden Mitarbeiterversammlung stand mein Vopo von seinem Stuhl auf und sprach, wie es sich unter Genossen gehört, den Vorfall offen an: Bei den Offizieren würde geheizt und bei den Mannschaften nicht. Peter nannte Umstände und Personen und forderte von den Vorsitzenden öffentliche Aufklärung über den Verbleib des Heizlüfters. Sein offnes Wort brachte Peter die laute Zustimmung seiner

Kollegen ein, bewirkte Unmutsäußerungen, sogar empörte Zwischenrufe. Das Kollektiv der Vorsitzenden, an einem quergestellten Tisch der Mannschaft gegenüber sitzend, versuchte die Empörten zu beruhigen und versprach Aufklärung der Angelegenheit bis zur nächsten Sitzung. An einem der folgenden Tagen wurde Peter von einem der Vorsitzenden beiseitegenommen. Man sei der Sache nachgegangen, wurde er aufgeklärt, der Heizlüfter sei gefunden worden, der Offizier habe ihn nicht für seine eignen Zwecke behalten, sondern der Heizlüfter sei unauffindbar gewesen, weil er im Keller zufällig von einer Ladung Kohlen verschüttet worden sei. Das mit den Kohlen sei natürlich fingiert gewesen, erklärte mir Peter, aber der Heizlüfter kam zurück in die Mannschaftsunterkunft. Damit war die Angelegenheit vom Tisch, erledigt. Weiter wurde nicht davon gesprochen.



Ein andermal beteiligte sich Peter an einem **Scherz**. Wieder war die Mannschaft versammelt, um von ihrem Vorgesetzten über die Lage informiert zu werden und Anweisungen entgegenzunehmen. In den Vortrag des Offiziers rief einer dazwischen: „Wird gemacht!“ Das machte Spaß. Bald rief nach jedem Satz des Vorgesetzten irgendwer: „Wird gemacht!“ Wenn ihr die Wache verläßt, setzt immer die Mützen auf. „Wird gemacht!“ Und die Autos müssen gründlicher gewaschen werden. „Wird gemacht!“ In Uniform wird nicht geraucht. „Wird gemacht!“ Hört mit den Zwischenrufen auf. „Wird gemacht!“ Laßt den Blödsinn! „Wird gemacht!“ Nehmt euch zusammen, sonst mache ich Meldung! „Wird gemacht!“ Mein VopoRentner grinste, damals machte ihm das Dazwischenrufen einer unverfänglichen Parole unglaubliches Vergnügen und er fiel als der Lauteste auf. Am nächsten Tage wurde er hinter eine der ansonsten verschlossenen Türen gerufen und, obwohl man ihm nichts Bestimmtes vorwerfen konnte, mußte er einen Rüffel wegstecken. In Zukunft seien solche Scherze zu unterlassen! Beinahe hätte er es wieder gesagt.



Auch nach der Wende übte Peter sich in Mut. Er konnte ohnehin nicht einsehen, warum jedes Bundesland eigene Polizeiordnungen haben müsse, aber die von Land zu Land unterschiedlichen Vernehmungsbögen, mit denen er im Alltag zu tun hatte, erschienen meinem ExVopo vollkommen absurd. In einem Land würde dies, im nächsten das abgefragt, mal sei dies, dann was anderes wichtig, lamentierte er. Das könne doch nicht wahr sein, da fände sich doch keiner zurecht, unnötig verwirrend und zeitraubend sei es, wenn die Ergebnisse einer Vernehmung ein paar Kilometer weiter unbrauchbar

seien, müsse gegebenenfalls die gleiche Arbeit doppelt und dreifach gemacht werden. Deshalb habe er sich hingesetzt und einen einheitlichen, einfachen **Fragebogen** für alle Länder entworfen und bei seiner vorgesetzten Stelle eingereicht. Aber sein Vorschlag, die Empörung darüber war ihm wieder anzusehen, hätte nicht einmal das Haus verlassen. Und Peter schimpfte auf die Bürokraten. – Wenn sie seinen Fragebogen weitergegeben hätten, hätten sie ihre rechtlichen Kompetenzen auf lächerliche Weise überschritten. Meinen vorsichtigen Versuch, den Föderalismus erklärend an die Eigenständigkeit der Länder zu erinnern, die es dem Minister eines Landes ebensowenig wie irgendeinem Bürgermeister gestattet, auch mit einem noch so guten und zweckmäßigen Fragebogen in die Kompetenzen eines seiner Kollegen oder gar aller seiner Kollegen einzugreifen, beantwortete Peter mit mißmutigen Sätzen, in denen Worte wie „Kleinstaaterei“ und „jeder macht was er will“ oder „das kann ja nichts werden“ vorkamen. Sein Ideal blieb der Zentralstaat.



Ich komme vom Rhein, dort denkt man räumlich eher als in Ost-Westrichtung den Fluß entlang, denn der Rhein verbindet die Landschaften von Basel bis Rotterdam. An der **Elbe**, die ja auch ein beachtlicher Fluß ist, vermutete ich eine ähnliche Orientierung und wollte erfahren, ob sich die Magdeburger eher für Süd- oder für Norddeutsche halten. Deshalb fragte ich in einer Atempause meines VopoKollegen, ob es ihn eher die Elbe hinauf nach Dresden oder hinab nach Hamburg ziehe? Zunächst schien er meine Frage nicht zu verstehen. Dann erklärte er langsam: „Dresden? – das ist in Sachsen, und die Sachsen sind hier nicht sonderlich beliebt. Und – Hamburg; nein, im Westen sind wir nach der Wende einige Male zum Einkaufen gewesen. Wir wissen nun, wie es dort zugeht. Da müssen wir nicht mehr hin. Jetzt ist auch hier alles zu kaufen. Und die Freundlichkeit ist drüben auch weg. Damals, da sind die Leute freundlich gewesen, in Hamburg, als sie mich in meinem Wartburg gesehen hatten, haben sie mir einen Parkplatz gesucht und mich eingewunken. Das gibt es nicht mehr. Das ist vorbei. Die Freundlichkeit ist weg.“ – Mittlerweile fuhr Peter einen gehobnen Mittelklassewagen und wurde in Hamburg nicht mehr beachtet, was ihn schmerzte.



Peter entschuldigte sich, damals **Kohl** gewählt zu haben, damit, daß er als kleiner DDRBürger unmöglich hätte wissen können, daß ein *Bundeskanzler* – bei diesem tief betont und gedehnt ausgesprochenem Wort schlug er mit seinen Armen einen weiten Halbkreis durch die Luft – Blödsinn rede.



Fünf oder sechs Mal erwähnt mein ExVopo den, wenn ich mich nicht irre, 8. **Parteitag** der SED, auf dem beschlossen worden war, für jede werktätige Familie eine Wohnung zu bauen. Das gab den Anstoß zu einem sozialistischen Boom. Magdeburg, im letzten Weltkrieg nahezu vollständig zerstört, verwandelte sich in eine Großbaustelle und die Platten schossen wie Pilze aus dem Boden. Jahrelang, erzählte Peter, während er mich in seinem blitzblanken und nagelneu duftenden Mittelklassewagen einer japanischen Firma durch Magdeburger Vororte und Randgebiete chauffierte, in die sich kaum ein Wessi verirrt, habe die Stadt schrecklich ausgesehen. Schließlich wuchs zwischen den Bauten das Grün, Bäume und Sträucher verbargen die Wüste aus Beton und gaben der Eintönigkeit einen heiteren Anschein. Magdeburg sei zu einer Gartenstadt geworden, beispielhaft, mustergültig. Sogar „Fremdarbeiter“ in Baracken, hauptsächlich Ungarn, hatten sie gehabt. Fahrend erzählte er von früher, vom vergangenen Leben hinter den verfallenden Ziegelsteinmauern weitläufiger, jetzt leerer, Fabrikanlagen, in deren Umgebung auch heimliche Bordelle und zwielichtige Gestalten ihre Quartiere hatten. Die damaligen Unterkünfte und Verhältnisse an den verschwimmenden Rändern der Legalität, die unter allen Umständen gedeihen, mußte der Vopo überwachen. Seit jeher liefern dergleichen Grauzonen endlosen Stoff für humorig zotige Geschichten, die trotz ihrer Einförmigkeit mit Neugier und Spannung wieder und wieder erzählt werden, denn in ihnen spiegelt sich die bleibende Doppelbödigkeit menschlicher Existenz. Mein Vopo schwärmte von der großen Zeit der Pläne und des mitreißenden Wachstums, damals, als es aufwärts ging und auch er jung war, etwas später erst mittelalt, jedenfalls frisch, fröhlich, geachtet und so quirlig wie seine Stadt. Damals, als alle Wohnungen belegt und die Platten voll, die Straßen schwarz von Menschen waren und man zu den Stoßzeiten in der Straßenbahn keinen Sitzplatz bekam, rückten morgens die Vopos aus, um den Verkehr zu regeln. Auf den Hauptachsen sorgten sie für freie Fahrt in die richtige Richtung, dirigierten die Werkstätigen von ihren Wohnstätten am einen zu ihren Werkstätten am anderen Ende der Stadt, damit die Produktion nicht ins Stocken geriet. Er hatte seine Freude daran gehabt, zwischen all den Werkstätigen, den Pendlern zu Fuß, den Schwärmen zu Rad, den Straßenbahnen und Autos auf- und abzugehen, in der Hüfte sich wiegend, seinen Stempel in der Tasche, mit ausdrucksstarken Kopf- & Handbewegungen, mit seiner Kelle, seinem rot-grünen Winker, der so bequem in der Hand lag, für reibungslosen Verkehr zu sorgen und den Leuten weiterzuhelfen. Dann tanzte der Vopo. – Damals besuchten Magdeburg Städteplaner aus dem befreundeten Ausland, aus der CSSR, Polen oder Ungarn, um dort den beispielhaft soziali-

stischen Wohnungsbau zu studieren. Selbstverständlich wurde das Musterbeispiel einer DDR Industriestadt von der „Wende“ in ihren Grundfesten erschüttert. Die Stadt konnte sich der neuen Zeit nur schlecht anpassen. Die großen Fabrikanlagen, in denen Tausende beschäftigt worden waren, gehörten der Vergangenheit an und wurden geschlossen. Mit über 50 000 Abgewanderten sind meist jüngere Leute samt ihrer Kinder aus der Stadt verschwunden. Die Alten blieben dort sitzen und bestimmen das Straßenbild. Der Autoverkehr ist nicht der Rede wert und die Straßenbahnen fahren meist halbleer. Mangels Einwohnern werden Plattenbauten zurückgebaut, wie es heißt. Ganze Blöcke werden abgerissen oder fünfstöckige Gebäude auf vier oder drei Stockwerke heruntergestutzt. Das sichtbare Vergehen seiner Stadt stimmte den Rentner melancholisch. Wehmütig deutete er auf Grünflächen, auf denen er noch vor wenigen Jahren Wohnungen, Geschäfte und Kantinen gesehen habe. „Alles vorbei.“ Wir fahren durch Geisterstraßen, durch Straßen gesäumt von unbewohnten Häusern, aus deren dunkel gähenden Fenstern da und dort eine kleine Birke herauswächst. In vielen Plattenbauten hat die eine oder andere Etagen durchgängig leere Fenster, hinter denen niemand lebt. Jedoch sind die wenigen gründerzeitlichen Straßenzüge ebenso wie die Wohnblöcke aus den 20er und 30er Jahren durchgängig bewohnt, wurden bestens renoviert und werden gepflegt. Die Platte, klärt mich der VopoRentner auf, sei unangenehm hellhörig, auch seien die Wohnungen etwas eng, aber eigentlich mit allem Notwendigen ausgestattet, mit Fernwärme, fließend warmem Wasser, Duschen und was man so brauche; bloß wo die Kanten der Platten aneinanderstoßen, habe man sie auf Dauer nicht dicht bekommen, dort drücke Wind und Regen mit der Zeit Wasser zwischen die Ritzen.



Selbstverständlich konnte es so, wie es war, nicht weitergehen, erklärt mein wohlinformierter Peter. Die **Mieten**, 90 Mark alles inklusiv, konnten die Unkosten für die Instandhaltung nicht deckten. Die Häuser verfielen. Und die Heizung, das sei ja mittlerweile allgemein bekannt, so zweckmäßig die Versorgung mit Fernwärme auch war, in den Wohnungen konnte die Temperatur nur mit dem Fenster reguliert werden. Das sei natürlich Unsinn gewesen. So gehe es nicht. Aber so hohe Mieten wie heute, das gehe natürlich auch nicht. Ja, die Fernwärme, gerade führen wir an ihren dicken, oberirdisch verlaufenden Röhren vorbei, sollte zunächst das Neubaugebiet versorgen. Bald wurde der Krankenhausneubau angeschlossen und dann sollten auch noch Gewächshäuser beheizt werden. Dafür reichte die Kapazität selbstverständlich nicht. In einem eisigen Winter mußte die NVA eingesetzt werden, um Brennmaterial heranzuschaffen.



Auch Peter wohnt in der **Platte**. Damals sei das eine beneidenswerte Wohnung gewesen: zwei Räume, Küche, Zentralheizung, fließend warm & kalt Wasser, Dusche, alles, was man braucht. Er habe in eine Wohnungsbaugesellschaft eingezahlt und sei somit Miteigentümer des Hauses. Als Vopo wäre man dabei ein wenig begünstigt worden, denn in jedes Haus sollten möglichst zwei oder drei VopoFamilien, oder NVASoldaten, um zwischen den Bürgern zu leben und deren Vertrauen zu gewinnen. Dort, er deutete auf einen Plattenbau, kamen nur Leute mit Regimenähe rein, sein Widerwillen war unverkennbar, denn hinten heraus konnte man auf das Gelände des MfS sehen. Besuch aus dem Westen, der mußte ja gemeldet werden, durfte da überhaupt nicht rein.



Wir fuhren durch eine Unterführung im Bahndamm. „Hier begann das **Russenquartier!**“ rief mein VopoKamerad in einem Ton, als wolle er mich erschrecken. „Hier war Russenland, hier durfte der Vopo nicht rein. Vor der Unterführung war eine Schranke und da war Schluß.“ Die Kreuz und die Quer fuhren wir an maroden Mauern oder hohen, mit Stacheldraht bewehrten, rostigen Zäunen entlang, hinter denen schäbige Wohnblöcke oder verdreckte Kasernen vergammelten. Die meisten Fensterscheiben waren zerbrochen. Nur vereinzelt wurden Gebäude instandgehalten und von einer öffentlichen Einrichtung genutzt. „Wenn einer von denen, nachdem er in der Stadt etwas ausgefressen hatte, es wieder hier hinter den Bahndamm zurück schaffte, war er in Sicherheit, konnte er von den deutschen Polizisten nicht weiter verfolgt werden. Hier war Rußland, hier wurde russisch gesprochen, russisch gelebt, russisch gegessen, gab es russische Supermärkte. Die einfachen Russen durften hier nicht raus und die Offiziere durften nur in Begleitung in die Stadt. – 20 bis 30 Tausend werden es gewesen sein. Wenn die mit ihren Panzern zum Manöver ausrückten, waren die Straßen dicht, dann ging nichts mehr, dann ließ sich nichts mehr regeln, und der Diesel stank zum Himmel.“



Er parkte auf dem vorgelagerten Platz für Besucher statt unter den Bäumen in der prallen Sonne. Als Ausgleich für seine Plattenbauwohnung gönnte Peter sich eine **Datscha**, sie war sein Stolz. Hinter einer mannshohen Hecke, von Zaun und Tor geschützt, verbarg sich in duftender Blütenpracht ein

stilles, gepflegtes Idyll, die reale Utopie eines verkleinerten, hübscheren, bunten Städtchens. Hierhin also flossen die Energien der Menschen, um nach ureigenem Geschmack jeden Quadratmeter der eng gedrängten Gartengrundstücke mit den niedlichen Häuschen zu verschönern. Eins davon gehört Peter. Wir bogen vom geharkten Kieswege ab und er zeigte mir sein ganzes Reich, die Beete für Gemüse und Blumen, die Kübel für Tomatenspflanzen, die Bewässerungsanlage, den Geräteschuppen (in dessen Giebel hing eine kleine alte Fahne), den schmalen Rasen mit dem gemauerten Grill. Schließlich machte Peter das Radio an, denn so gehört es sich, und wir setzten uns auf der überdachten Veranda an den Tisch, packten unsere Döner aus und tranken Flaschenbier. „So läßt sich leben!“



Eigentlich war mein ExVopo gelernter **Maurer**. Als er in den 50ern seine Lehre machte, mußte der jüngste Lehrling morgens als erster in der Baracke erscheinen, um den Kanonenofen anzuhetzen, bevor die Gesellen eintrudelten, um sich zu wärmen und mit der ersten Flasche Bier für den Tag zu stärken. Jedoch habe er seine Lehre bei einem privaten Betrieb gemacht; solche gab es damals noch. Aber die Privaten seien benachteiligt worden, bei ihnen mußte man drei statt der in einem staatlichen Betrieb vorgeschriebenen zwei Jahre lernen. Danach hoffte Peter, wenn er seine Loyalität zum Sozialismus zeige, erhalte er trotz seines Makels, in keinem volkseigenen Betrieb gelernt zu haben, die Möglichkeit zu einer weiterführenden Berufsausbildung als Bauzeichner oder gar Bauingenieur. Also meldete er sich freiwillig bei der Polizei, die damals Schnupperkurse zur Probe anbot. Aber Peter hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht, einmal drin kam man da nicht mehr so ohne Weiteres heraus, jedenfalls nicht mit einem positiven Vermerk in der Akte, der für eine weiterführende Ausbildung erforderlich war.



Nicht bloß um seine beruflichen Aussichten zu verbessern, sondern, zugegeben, auch aus Abenteuerlust war Peter **Fallschirmjäger** bei der NVA geworden. Das sei Elite gewesen, 14 Sprünge habe er gemacht, körperlich vollkommen fit sei er damals gewesen, so einen kleinen Bauch habe er nicht gehabt, alles sei stramm und fest gewesen. Nun, man werde eben älter. Damals, anfang der 60er, während dem Rummel um die Kubakrise, seien alle Bauhandwerker aus ihren Einheiten herausgezogen worden, um aus ihnen spezielle Brigaden zu bilden. Dann seien sie in Lastern und Zügen durchs Land gefahren worden, bis keiner mehr gewußt habe, wo man sich befinde. Irgendwann hieß es raus und in ein Wäldchen oder auf einen Acker, um

Ausschachtungsarbeiten zu machen, Betonfundamente zu gießen oder etwas zu mauern. Aber man habe nie lange an der gleichen Baustelle gearbeitet, sondern sei bald an einen anderen Ort verfrachtet worden, um dort weiterzuarbeiten. So konnte niemand den Zusammenhang des Ganzen begreifen. – Wahrscheinlich habe er, Peter W., an der Mauer gebaut, ohne zu wissen, was er macht.



Seit seiner Jugend liebte Peter das Reisen. Mit zwei Kameraden hatten sie sich schon als Lehrlinge ein aus den 40ern übriggebliebenes Auto zusammengeflickt. Der sah schäbig aus, aber er fuhr! Das sei eine Attraktion gewesen. Seitdem er regelmäßig Gehalt bekam, wurde er ein leidenschaftlicher **Ungarnfahrer**. Im eigenen Auto, anfangs im Trabbi, später im Wartburg, fuhr er jährlich die 800 km an die großen Seen in Ungarn. Auf seinen Wartburg habe er acht Jahre warten müssen, dann war er da, die Farbe konnte man sich nicht aussuchen, aber mit seinen Beziehungen sei es Peter gelungen, einen mit Standheizung und verschiedenen Extras zu bekommen: „Und dann nichts wie ab nach Ungarn. Und dann fährt Peter in seinem schönen neuen Wartburg vors Hotel, kein Parkplatz, keine Bedienung, kein Zimmer. Die Kollegen aus dem Westen waren schon da, faustgroße Rostlöcher in ihrer Karre, aber *die* bekamen alles.“



Als Peter noch jung und unverheiratet war, hatte er mehrere Jahre lang eine **Freundin** in Ungarn, die es nach Deutschland zog, denn sie wollte Germanistik studieren. Als das Verhältnis auf Heirat hinauslief, drückte sich Peter, weil ihm die ungarische Großfamilie unheimlich war. Im folgenden Jahr hatte sie einen aus Stuttgart, den sie bald heiratete. Während Peters Freundin in Stuttgart Germanistik studierte, versuchte sie den Kontakt zu ihm aufrechtzuerhalten, schrieb ihm Briefe und bot an, sich doch in den Ferien in Ungarn, wohin man ja aus beiden Deutschlands reisen konnte, wieder zu treffen. Peter lehnte grundsätzlich ab. So ein Kontakt gehörte sich für ihn nicht, paßte nicht ins Bild, konnte nur Ärger bringen. Ohnehin war man wegen seiner dauernden Ungarnfahrei mißtrauisch geworden. Manchmal wurde er sogar von unbekanntem Autos verfolgt und beschattet. Auch den Briefwechsel brach er ab, denn in seiner Stellung als Vopo war Post aus dem Westen unerwünscht, wurde vermerkt, wenn nicht gar gelesen.



Sogar mein VopoRentner war eine Art **68er** Held gewesen. In jenem Sommer war er wie gewohnt nach Ungarn gereist, wo er sage und schreibe drei Abiturientinnen aus Dresden kennenlernte. In diesem Alter sind sie beinahe alle bezaubernd. Plötzlich hieß es: „In der Tschechei ist Krieg! Da kommt man nicht mehr durch.“ Die Mädchen wußten nicht mehr, wie sie nach Hause kommen sollten. Und Peter bot ihnen an, mit ihm in seinem Trabbi zu versuchen, irgendwie heimzukommen. Das Gepäck mußte natürlich zurückgelassen werden, abgesehen von den vier Menschen konnten nur Benzinkanister und Lebensmittel mitgenommen werden. Zunächst hieß es, die DDRBürger sollten in einem Bogen durch die Ukraine und Polen zurück in ihre Republik fahren. Aber diesen weiten und unsichere Weg zu nehmen wurde unnötig, weil auf einmal dem Konvoi der DDRAutos ein Korridor durch die Slowakei eingeräumt wurde. Dennoch waren sie, ohne Kontakt zur Heimat und ihren Familien, mehrere Tage wie Verschollene unterwegs. In Dresden angekommen fuhren sie zufällig direkt zu der Wohnung, in der gerade die Eltern der Mädchen gemeinsam eine Krisensitzung abhielten. Als er die Mädchen wohlbehalten in den Kreis ihrer Familien führte, wurde mein Peter wie ein Retter und Held gefeiert. Dennoch hielt trotz des gemeinsam bestandenen Abenteuers die Verbindung zwischen Peter und seinen Mädchen nicht. Sie mißtrauten ihrem Retter. Auf der Reise hatten sie ihn nach seinem Beruf gefragt und er hatte, weil er fürchtete, der Vopo könne die Stimmung dieser reizenden Gesellschaft verderben, „Maurer“ geantwortet. Wegen seiner glatten, gepflegten Hände glaubten sie ihm nicht. Anderer Ungereimtheiten kamen hinzu, weshalb die Mädchen ihren rätselhaften Helfer, so vermutet Peter, denn einmal fiel auf der Fahrt das Wort, für Stasi hielten.



Auch mein VopoKollege hatte ein **Schicksal**, wie man sagt. Sein einziger Sohn hatte gemeinsam mit einem Kumpel kurz nach der Wende in Stuttgart eine Wohnung gemietet und dort als Automechaniker gearbeitet. Als er zur Bundeswehr eingezogen wurde, sage man ihm dort, daß die Miete für seine Wohnung vom Bund bezahlt werden würde, wenn er den Mietvertrag vorlege. Auf der Fahrt nach Stuttgart, um die Bescheinigung zu holen, verunglückte Peters Sohn tödlich.



Wir hatten gerade das eingehegte Idyll verlassen, da schrie Peter auf. Ein verdammter **Vogel** hatte auf das Dach seines Autos geschissen. Der helle Fleck auf dem schwarzen Lack war so groß wie zwei Euro. Peter schimpfte und fluchte. Obwohl er absichtlich nicht unter den Bäumen geparkt habe,

habe es ihn dennoch wieder erwischt. Nun müsse er zum zweiten Mal in dieser Woche in die Waschanlage. – Man sollte hier nicht lachen. Hier gibt es nichts zu lachen. Weder in witziger noch böser Absicht wird hier eine Real-
satire erfunden, über die man in dem Bewußtsein lachen kann, daß sie un-
wirklich ist. Es ist nicht lustig, es ist Wirklichkeit.



Samstags herrschen in der **Einkaufshalle** chinesische Zustände. Allgemeine Mobilmachung, Gedränge, Fratzen, Gelärm, Signale, Beschallung, wimmernde Lautsprecher, flimmernde Bildschirme, säuselnde Geräte, geschwätzige, albernde, grölende, nörgelnde, aber vor allem essende, trinkende, schleckende, leckende, fettleibige Käufer mit Plastetüten, dumpfen Gesichtern und trüben Augen. Wieso kommen alle die Leute in die Einkaufshalle? Vermutlich wissen sie wiedereinmal nicht, was sie tun. In der Einkaufshalle ist das Licht künstlich, die Luft schlecht, mit Ausdünstungen und Gestank gesättigt, unter der dumpfen Lärmglocke herrsche eine drückende Atmosphäre, lahmarschig und griesgrämig irren übermäßig viele Menschen umher und suchen Bedürfnisbefriedigung, das Essen ist mies. Unbegreiflich, daß die Leute immer wieder freiwillig hierher kommen? Spüren sie die Häßlichkeit nicht? Wieso wird sie ihnen nicht bewußt? – Offenbar sind unsere Gefühle schwer beschädigt. Das Denkvermögen unseres Gehirns ist unproblematisch. Aber es ist bloß ein wegen seiner einschlägigen Leistungen hervorstechendes und in seinem Einfluß überschätztes Sekundärinstrument. Unser Problem ist unser Gefühl. Hat man zu empfinden verlernt, wie häßlich vielerlei unserer Umstände samt Plattenbauten oder Konsumtempel sind, bleiben rationale Einwände hilflos, denn unser Verstand kann nur Argumente erzeugen, die von unseren Gefühlen vorbereitet wurden. Was einer nicht empfindet, kann er auch nicht denken. Wenn ein Ich nicht fühlt, was ihm gefällt und was es möchte, wird es von dem Durcheinander der einander widersprechenden Ratschläge des Verstandes verwirrt. Unter zunehmender Gefühllosigkeit leidend, eben deshalb ungenügend leidfähig, kann von einem entkernten Ich nicht für wahr genommen werden, daß in unseren artifiziellen Gestellen zunehmend Wesentliches verkümmert. Drastisch gesteigerte Geschwindigkeit und Effektivität schmälern Behagen und Freude. Aufgezwungene Zwecke verdrängen Sinn, beschneiden Sinne, verstümmeln Sinnlichkeit. In der Wahrnehmung durch eine verkrüppelte Sinnlichkeit schwindet der Eindruck der augenblicklichen Erscheinung, das ästhetische Phänomen löst sich auf, schließlich hockt der Mensch hilflos in seiner eigenen Bildergedankenblase, in seiner eigenen Scheiße. Und er bemerkt es nicht. Ihm fällt nichts anderes mehr ein. Die Leute in der Einkaufshalle halten angeblich kaufen & essen für ihr Vergnügen, ihre Gesichter aber drücken die

der Umgebung angemessene Tristes aus. Die durchrationalisierte Umwelt reduziert unser Sinnlichkeit auf die langweiligen aber beständigen Begierden: haben, fressen, geil. Im Vielerlei der Zwecke werden Verstand & Sex überschätzt. Das Genital, der letzte unausrottbare Stützpunkt der Naturgewalt im Gekünstelten, ist in der Warenwelt allgegenwärtig, ihre Angebote mobilisieren es, ihre Fetische appellieren ans Genital. In der sommerlichen Schwüle, auch an der Einkaufshalle geht die Klimaveränderung nicht vorbei, übertreffen die Weiber einander dabei, einladend zu erscheinen, und präsentieren, mehr als sie haben. Überall hängen Titten herum. Wo aber ist die hübsche Frau? – Die Wüste wächst.



Mein VopoKollege kleckerte beim **Eisschlecken** einen Tropfen Schokolade auf sein T-Shirt. Nach einer Weile bemerkte er den Fleck, schrie auf, lief zum WC – als er wiederkam, war der Fleck größer. „Das geht so nicht!“ Er lief in einen Winkel der Halle und kaufte ein neues T-Shirt. Ein andermal bemerkte er den Kleckerfleck sofort, lief zum WC, kam freudestrahlend zurück: „Ich ab ihn wegbekommen!“



Ein schüchterner Mann in abgetragener Kleidung löste sich aus dem Gedränge und schob sich vor meinen Tresen und mich. „Ich möchte mal was sagen“, flüsterte er mich an. „Mir gefällt an der Ausstellung nicht, daß hier nichts über die **Titanic** ist.“ – Auch in der Sozialgeschichte, versicherte er mir, dürfe die Titanic nicht fehlen. Das Thema wechselnd erklärte er mir ausgiebig aber etwas verworren die Vor- und Nachteile von Biodiesel. Während ich ihm schweigend zuhörte, begannen meine Augenlider vor Müdigkeit zu flackern. Endlich bedankte er sich für meine Geduld und ihm die Möglichkeit gegeben zu haben, mal zu sprechen. Das sei wichtig. Dann sagte er Aufwiedersehen und verschwand. Als er zwei Tagen später wieder um meinem Tresen herumschlich, hatte ich keine Lust auf ein Gespräch mit ihm und gab vor, am PC arbeiten zu müssen. Jeder von uns ist manchmal sehr gemein.



Ein gepflegt und bescheiden in Jeans und Sweatshirt gekleideter Mann um die Fünfzig stand vor meinem Tresen und mir. Bevor er mich ansprach, schaute er mit seinen mandelförmigen, dunklen, milden Augen unruhig umher: „Sagen sie einmal, glauben sie, daß man in der DDR **glücklich** gewesen

sein kann?“ Natürlich, antworte ich, Glück sei eine persönliche Empfindung, die mit Politik wenig zu tun habe. Unter allen Umständen könnten Menschen glücklich sein; selbstverständlich nicht unter allen, verbessere ich mich vorsichtshalber sofort. „Ja“, sagte er ernst, „nicht unter allen Umständen, im Schützengraben kann man unmöglich glücklich sein.“ Ich verzichtete auf belegbare Einwände und gab ihm Gelegenheit fortzufahren. „Ich kann nicht verstehen, wieso in ihrer Ausstellung siebzehn Jahre nach der Wende die Geschichte der DDR noch immer so falsch und negativ dargestellt wird. An Stelle der alten Feindbilder sollte doch längst eine ausgewogene Betrachtungsweise getreten sein, die auch die unbestreitbar positiven Seiten der DDR anerkennt.“ Ich gestand ihm ein, daß die DDR-Geschichte ein schwieriges Kapitel sei, dessen Darstellung in unserer Ausstellung nur unbefriedigend gelungen sei, weshalb dieses Thema fortwährend bearbeitet werde. Für entsprechende Anregungen seien wir dankbar. Seine Kritik könne er in unser Gästebuch schreiben. Die Verschriftlichung seiner Meinung lehnte er ab. Und der sozialstaatliche Balanceakt, redete ich versöhnlich auf ihn ein, die Härten der allgemein erwünschten marktwirtschaftlichen Effektivität durch soziale Maßnahmen zu lindern, wobei die ehemalige DDR auf Kosten jener Effektivität in einigen Punkten vorbildlich gewesen sei, bleibe eine andauernde Aufgabe der Politik, deren vielfältige Dimensionen, wozu auch die angemessene Würdigung verschiedener DDR-Errungenschaften gehöre, würde unser allgemeiner Überblick unzureichend darstellen. Der Mann bedankte sich für mein Verständnis und erzählte mir von seinem damaligen einfachen aber erfüllten und zufriedenen Leben in Gemeinschaft mit den Familien der in einem landwirtschaftlichen Großbetrieb Beschäftigten.



Eine hübsche junge Frau, an jeder Hand einen etwa dreijährigen Zwillingssknaben, schlenderte an unserem Tresen vorbei. Der Knaben an ihrer Linken schrie wie eine **Heulboje**, doch sie ging, des Geschreis nicht achtend, ruhig weiter. „Von *meinem* Sohn“ sagte Peter, „hab ich *so was* nie gehört.“



Ein älterer, hagerer Mann in dunkler Lederjacke und mit schwarzer Leder-
mütze, über deren Schirm ein rotes Emblem leuchtete, kam schmunzelnd
auf meinen Tresen zu. Leicht mit dem Kopf nickend schaute er mich eine
Weile aus schelmischen Äuglein an. Sein heiteres Gesicht wirkte etwas an-
gekratzt. Zu meiner Erleichterung erkannte ich in dem roten Knopf an seiner
Leninmütze das Bremer Stadtwappen. „Geschichte zeigt ihr hier“, begann er,
„such von Magdeburg? Ich komme nämlich von hier, aber jetzt wohne ich

schon lange in Bremen. – Vorher war ich mal in **Bautzen**.“ Genüßlich wartete er die Wirkung dieses Zauberwortes ab. Natürlich folgte die Frage nach dem Warum? „Wegen versuchter Republikflucht.“ Nun konnte er seine Geschichte loswerden. Später hatten sie ihn in den Westen abgeschoben. Wenn sie ihn sowieso nicht behalten wollten, hätten sie ihn eigentlich gleich durchlassen können. Im Westen hätten sie ihn freundlich aufgenommen, obwohl er von Drüben kam ihn verpflegt, eingekleidet und untergebracht, sogar Bananen hätte es im Durchgangslager gegeben. Dann hätten sie ihn nach Bremen geschickt, wo er geblieben sei. Offensichtlich hatte er dort keine Karriere gemacht, sondern sich an den Rändern des Wohlstands findig durchgeschlagen. „Warum wolltest du denn in den Westen?“ Während seine linke Hand um sich selber kreiste fragte mein ExVopo herausfordernd: „Wolltest du auch mal ´ne HB rauchen?“ Nein, er hatte mit einem Kumpel im Fernsehen Bilder vom Kölner Karneval gesehen, dabei kam ihnen der Einfall, da machen wir mit. Damals hatten die beiden 22 jährigen schon einen gehoben und kauften sogleich am Magdeburger Hauptbahnhof die Fahrkarten nach Köln. Das ging problemlos, aber bei Helmstedt verlangten Grenzer die Ausreisepapiere zu sehen. So was hatten sie nicht und wurden abgeführt. „Wieviel hast du denn bekommen?“ wollte Peter wissen. „Drei Jahre Bautzen.“ – Später erklärte mir mein Vopo, bei einer so harten Strafe müsse zur versuchten Republikflucht, er nannte die Paragraphen, noch was anderes hinzugekommen sein, vermutlich in Tateinheit mit Widerstand gegen die Staatsgewalt. Wie Peter den Mann einschätzte, gab es wahrscheinlich bei der Festnahme eine Pöbelelei mit anschließender Rangelei, weil die beiden angeheiterten Kumpel sich nicht anfassen lassen wollten oder das Geld für ihre gültigen, aber nicht ausgenutzten Fahrkarten zurückverlangten. Peter kannte sich aus und wollte wissen, ob sie dem Mann nicht, wie üblich, etwas von seiner Strafe erlassen hätten? „Zwei Monate“, antwortete er trocken. „Und“, mein VopoRentner wollte es endlich genau wissen, „sag mal“, fragte er zutraulich, „wird denn in Bautzen gefoltert?“ – Der Bremer verzog sein Gesicht, rieb die Hände und dehnte seine Worte: „Wenn man sich nur ein *bißchen* an die Hausordnung hält, dann passiert einem nichts, dann kommt man so durch. Aber die ersten vier Wochen gibt’s Einzelhaft, so prüfen sie, ob man psychologisch belastbar ist“. „Siehst du, dacht ich’s mir,“ sagte Peter erleichtert, „so was gab’s nicht, oder nur ausnahmsweise.“



Das Kind lernte noch laufen, tapste an der vorderen Stellwand der Ausstellung entlang, blieb am Hambacher Fest stehen, zog mit bedacht seinen **Schnuller** aus dem Mund, warf ihn energisch auf den Fußboden und trippelte davon. Seine blutjunge Mammi eilte dem Kind hinterher. „Ja glaubt *die*

denn“, klang mir Empörung ins Ohr, „*wir* heben den auf?“ Nein, beruhige ich meinen Rentner, daß sei bloß eine erzieherische Maßnahme, bestimmt werden sie zurückkommen und ihn aufheben. Die Frau hatte das Kind eingeholt, auf den Arm genommen und schmuste mit ihm. Als das Kleine den Verlust seines Schnullers weinerlich zu beklagen begann, zögerte die Mammi noch einen Moment, dann trug sie es zurück zum Hambacher Fest und hob den Weggeworfenen gemeinsam mit dem Kind auf. Mit großen Augen schaute mich Peter an: „*Du* kennst dich aber aus.“



Nörgler sind unzureichend beschäftigt. Sie kamen immer vormittags, dann waren sie besonders frisch. Kaum hatte ich mich morgens hinter meinem Tresen eingerichtet und den Kopf gehoben, stand beinahe regelmäßig einer von ihnen vor mir und bluffte mich unvermittelt an: „In der Ausstellung ist ein Fahler!“ *Fehler!* Unmöglich kann einer von ihnen den Gedanken fassen, daß verschiedene Auslegungen möglich sind. Nach den Gründen anderer Ansichten zu fragen, erachten sie als unnötig, da sie die Berechtigung unterschiedlicher Meinungen, über die man reden könnte, ohnehin nicht anerkennen. Was ihrer Auffassung widerspricht ist ein: Fehler! Punktum. Da die Nörgler grundsätzlich im Recht sind, fühlen sie sich durch Fehler beleidigt und führen sich entsprechend auf. Beleidigend sei es, daß in unserer Ausstellung das DDRGesundheitswesen oder die DDRPlatenbauten schlecht wegkommen. Daß an einer Stelle ein Uniformierter bloß als „Soldat“ bezeichnet wird, wo er doch wegen seiner Schulterstücke als Angehöriger einer bestimmten Einheit der Grenztruppen, also als *Täter*, deutlich zu erkennen ist: Fehler! Hingegen sei es eine *Unverschämtheit*, immer noch von der „Zwangsvereinigung“ zur SED zu sprechen; der Arbeiteraufstand sei keiner gewesen; die Schuld an Teilung, Wiederbewaffnung, Mauerbau trage die BRD; in der Ausstellung die DDRGeschichte vor der BRDGeschichte zu plazieren erwecke gezielt einen falschen Eindruck, sei Propaganda, denn die DDR sei nach der BRD gegründet worden, überhaupt habe die DDR immer nur auf Provokationen reagiert, denn die BRD habe zuerst eine eigene Währung eingeführt, einen Staat gegründet, eine Armee gebildet, Menschen abgeworben. Widerspruch ist zwecklos. Es ist ein Faß ohne Boden. Gelernt ist gelernt. Der 8. Parteitag der SED würde hier mit keinem Wort erwähnt: Fehler! Manchmal hatten sie auch bloß einen Satz falsch gelesen, die gesuchte Unverschämtheit in ihn hineingelesen. – Die nörgelnden Brüder seien schon von Weitem an irgend etwas in ihrer Aufmachung, an irgend etwas unangenehmen in ihren Gesichtszügen zu erkennen, meinte Peter, denn bei der Polizei erwerbe man sich Menschenkenntnis.



Ein Kleinbürger mit schmuddeligem Proletarierimage und Mundgeruch forderte von mir das Recht auf Arbeit und die **Arbeitspflicht** für Jedermann. Wie unangenehm. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß unserer Verfassung, ich schlug den Paragraphen nach, den Zwang zu Arbeit, mithin jeden Arbeitsdienst verbiete. Diese Verfassung lehne er ohnehin ab, sie sei grundsätzlich falsch und diene bloß den Interessen der Besitzenden. In Einer Diktatur könne leichter und besser regiert werden; außerdem sei sie den Menschen *wohlwollender*, als eine chaotische Demokratie. Gewiß, der Kerl hat Recht, wenn man weder Mehrheiten noch Zustimmung suchen muß, läßt es sich leicht regieren, was dabei aus dem Wohlwollen wird, steht auf einem anderen Blatt. Ich erkläre ihm, bei drohender Arbeitspflicht und Diktatur müsse ich zur Waffe greifen und schießen und drückte ihm ein Grundgesetz in die Hand.



Plötzlich verblüfft mich einer mit der Behauptung, die jetzige Bundesrepublik gäbe es juristisch gar nicht: Die Einigungsverträge seien falsch datiert und von Leuten unterschrieben worden, die nicht zuständig gewesen waren. – Kein Schimmer von Ironie flackerte in seinen Augen. Statt dessen beanstandete er, daß in seinem Personalausweis unter Staatsangehörigkeit **„deutsch“** stehe, anstatt „Bundesrepublik“, denn der offizielle Name dieses Staates sei nicht Deutschland. Mein Erklärungsversuch, wonach die alte, nur einen Teil der deutschen Lande umfassende Bundesrepublik nach dem Krieg, wie beispielsweise Israel allen Juden, allen Deutschen eine Heimat bieten wollte, weshalb der Anspruch auf Bürgerrecht über das mit dem Staatsnamen bezeichnete Gebiet hinaus gelten mußte und das Grundgesetz ausdrücklich von „deutscher Staatsangehörigkeit“ spricht, also die angemessene Antwort auf die Frage nach der Staatsangehörigkeit: „deutsch“ ist, fiel auf taube Ohren. Gänzlich verzichtete ich auf die Anmerkung, daß es die DDR zwar gegeben hat, sie aber, wie der Rechtsanspruch der Bundesrepublik auf eine allgemein „deutsche“ Staatsangehörigkeit belegt, in ihrer Staatlichkeit nie uneingeschränkt anerkannt worden war und tatsächlich verschwunden ist. Wobei die untergegangene Republik sich selbst bloß als eine „deutsche“, also als eine unter anderen bezeichnete, folglich eine gesonderte Staatsbürgerschaft beanspruchte, während die übriggebliebene in ihrem Namen den Umfassenden Anspruch auf „Deutschland“ festhielt, den sie obendrein von der Geschichte bestätigt bekommen hat. Da mittlerweile Verwechslungen ausgeschlossen sind, kann sich der übriggebliebene Staat wieder schlicht Deutschland nennen. Dergleichen kam nicht zur Sprache, statt

dessen begannen wir an dem Begriff *Nation* herumzudefinieren. Als ich schließlich die Definition eines Franzosen aufgreifend vorschlug: Nationalität sei ein alltägliches Bekenntnis, stimmte mir der Nörgler zu. Derweil hielt sich mein VopoRentner klug & verschwiegen abseits.



Das schweres Gefecht bescherte mir ein einschlägiger **Querulant** und Pedant, dem ich mit etwas Menschenkenntnis seinen eigentlichen Beruf an der Nase hätte ansehen können. Aber dumm wie ein Wessi ließ ich mich auf ein Streitgespräch mit ihm ein. Es fing ganz harmlos an. Der Querulant hatte festgestellt, daß im Bild von Hambach die Farben der Fahne nicht in ihrer heute üblichen Anordnung zu sehen sind, wofür er von mir, um mein Faktenwissen abzuklopfen, eine Erklärung verlangte. Unvorsichtiger Weise gab ich ihm zunächst unbedacht eine falsche Erklärung, in der ich mich auf die Möglichkeit einer spiegelverkehrten fotomechanischen Wiedergabe herausredete. Aber die farbliche Reihenfolge der 1832 in Hambach gezeigten Fahnen weicht von der heutigen ab, weil beim damaligen ersten öffentlichen Auftritt der Dreifarbigen ihre Anordnung noch nicht festgelegt war. Obwohl er mir im ersten Augenblick Wohlwollen bekundete, weil ich nicht Dialekt spräche, bot dem Pedanten mein Fehler nebst einer Bemerkung über das Jenaer Museum, in dem die ursprüngliche Fahne nicht mehr hängt, den Anlaß, sein in der Einsamkeit geübtes Genörgel abzuspulen: „Bestimmt ist in Jena ein Wessi Direktor und verfälscht alles.“ Meine Erwiderung, er laufe offenbar mit kleinräumigen Mauern im Kopf herum, brachte seinen Groll erst richtig in Fahrt. Der Pedant entpuppte sich als ein wandelndes Klischee und überschüttete mich mit vorgestanzten Urteilen: Wessis würden immer bevorzugt, Wessis bekämen immer die guten Anstellungen, Wessis würden immer besser bezahlt. Ich warf ein, trotz seiner Benachteiligung sei er erstaunlich gut gekleidet. Der Pedant wurde rot: „*Ich* war auch in der DDR *immer* gut gekleidet.“ Unsere Begegnung eskalierte, wir wurden laut, gingen aber über Verbalinjurien nicht hinaus. Auf dem Höhepunkt unserer Auseinandersetzung forderte er inquisitorische von mir, meinen Beruf anzugeben. Kaum hatte ich mich als **Vagabund** bezeichnet, platzte ihm vollends der Kragen. Schnaufend verlangte er meinen „Brotgeber“ zu erfahren, um sich über mich beschweren zu können. Ich wies ihn auf unser Gästebuch hin, in dem er erregt atmend eine Seite beschrieb, um mich irgendwie bei irgendwem zu denunzieren. Schriftlich prangerte er die zunehmende Niveaulosigkeit an, belegte sie mit einigen meiner Worte und bezeichnete mich als einen „Assi“. – Das sei nach Paragraph soundsoviel, erklärte mir Peter bei seiner Lektüre der heiklen Seite, eine Beleidigung. Wie so vieles, ist auch die Bedeutung des Wortes „Vagabund“ im DDRDeutsch klar definiert: jeder Müßiggänger, der

keiner geregelten Beschäftigung nachging, wurde als „Asozial“, umgangssprachlich „Assi“ bezeichnet. Entsprechendes Verhalten grenzte an einen Straftatbestand. Vagabunden standen unter Generalverdacht und waren den Nachstellungen der Bullerei ausgesetzt. Aus Sicht der ordentlich Werktätigen auch heute noch vollkommen zu recht. – „Für Heute hast du dein Fett weg“, lächelte mich Peter an.



„**Agitation**“ nannte mein Kollege Vopo manche der Streitgespräche, in die ich mich von einigen Nörglern verstrickten ließ. Nur ein unbeleckter Wessi geht einem Agitator auf den Leim und glaubt, der würde ernsthaft Fragen stellen. Aber der Agitator ist alles andere als ein Redefreund, der Antworten, ein Gespräch oder eine Diskussion sucht. Statt dessen hat er die Absicht, Verfängliches herauszukitzeln und den Agitierten zu demontieren. Im DDRDeutsch gehörte der Begriff „Agitation“ zum allgemeinen Wortschatz, aber mir ist er noch ebensowenig geläufig, wie damals nach der Wende, als mich in Leipzig drei SEDler in ihre Mitte nahmen und, während ich glaubte, ein Gespräch zu führen, mir jedes Wort, mich von drei Seiten agitierend, im Munde herumdrehten und meine Sätze zerfledderten. Jedenfalls zeigte mir die Eskalation mit dem Querulanten, daß ich mich zurücknehmen, meine Front begradigen mußte. Ich war nicht am Rhein und hielt ein Schwätzchen. An diesem Ort an der Elbe war alles heikel. Die Mentalität war, zusätzlich zu der üblichen Frustration getrogener Hoffnungen, ungewöhnlich humorlos und miesepetrig. Mein Querulant war bloß ein psychotisches Paradebeispiel zahlreicher vergleichbarer Ressentimentfissagen, die verbittert durch die Straßen liefen, während ihnen die Vorurteile zu den Ohren oder zur Hose hinausquollen. Sie begannen damals bereits als Kollektiv in meine Träume einzudringen. Gewiß verzerrten sie meine Wahrnehmung, denn freundlichere Gemüter hatten wichtigeres zu tun, als in einer Einkaufshalle über Sozialgeschichte zu streiten. Da die autistisch vereinsamten Querulanten und Nörgler vollkommen unbelehrbar sind, ist ein Streitgespräch mit ihnen zwecklos. Meine Auseinandersetzungen mit ihnen könnten bloß zu einem Skandal führen und mich bei meinem Brotgeber in Mißkredit bringen. Warum? Für nichts. Wer weiß, auf welche Gedanken denunziationsgewohnte Spießer kommen können. Ich nahm mir vor, mich in Lächeln zu üben.



Am nächsten Morgen war gleich wieder ein Typ da, der alle Politiker und Wirtschaftler **abschaffen** wollte; vermutlich schwebten ihm dabei stalinistische Methoden vor und er meinte: an die Wand stellen. Lächelnd ließ ich

sein Gerede über mich ergehen. Das tat ihm sichtlich gut. Er entspannte sich und wurde freundlich. – Vermutlich ist die deutsche Einheit bezüglich vieler mitlebender Ost- oder Mittel- oder Neudeutschen, die sich als Wende-Verlierer zu empfinden gewöhnt haben, gescheitert. Sie werden vergehen, in staatlicher Hinsicht wird die Vereinigung von Dauer sein. Sie ist alternativlos.



Auch in der Wüste der Einkaufshalle spiegelt sich die Langeweile der in den Werkstättenlandschaften brodelnden Öde auf den Gesichtern. Die übliche geschäftige Tristes wird durch ein besonderes Ossilamento verstärkt. Dortzulande hat sich eine Kultur der Mißstimmung, eine Kultur des Grolls und des Vorurteils eingebürgert. Wo zwei oder drei zusammenstehen, beginnen sie zu klagen, erzählen sie einander, wie es täglich schlechter wird, bestärken sie einander in ihren Befürchtungen, schaukeln sie einander hoch, machen sie alles noch schlimmer. Sie wurden betrogen. Denn früher gab es vieles, was es nicht mehr gibt. Schuldige werden gesucht. In Ermangelung von Ausländern wird aus fiktiven Wessis ein handliches Feindbild gebastelt. Die Welt ist ungerecht, denn die Wessis haben unverdientermaßen mehr Geld & Güter & Zeug, denn sie werden bevorzugt und betrügen die Ossis, die dafür bessere Menschen sind. Besonders beliebt ist der Dauerbrenner: **ES WAR NICHT ALLES SCHLECHT**. Schon meine Oma flötete ihn nach ihrer gescheiterten Diktatur. Auf 180 aber kann man sie bringen, wenn man nebenher bemerkt: hier ist aber alles billig. Dann platzen sie. Denn sie sind benachteiligt, bei ihnen ist alles unverschämt teuer. Dabei sind sie alle unter Dach und sitzen gerade, wie in der anderen Nachkriegszeit, auf der Freßwelle und gieren gleichzeitig nach Autos. Gehen die Leute auseinander, sieht man sie in guten Schuhen, wohlgekleidet, gepflegt, meist übergewichtig davonstapfen. Das dereinst ersehnte Zeug haben sie bekommen, aber Zeug genügt nicht, das können sie nicht begreifen. Einkaufen macht nicht glücklich. Zeug enttäuscht unfehlbar. Von „friedlicher Revolution“ redet dort keiner, die Worte sind anders belegt: Revolutionen sind sozialistisch und gewalttätig. Sollte die Umwälzung von 1989 nicht mehr als eine Konsumentenrevolte gewesen sein? Wurde damals kein gesellschaftlicher Neubeginn gewagt? Gab es keinen Aufbruch im Namen der Freiheit? Wo waren Entwürfe für andere Lebensweisen? Steckte man so tief in Sackgassen, daß keine Alternativen zu den Zwängen der Werkstätten gesehen werden konnten? Oder hatten die Versprechungen der Werbung im Verein mit dem Diktat des Arbeitsmarktes die Leitbilder eines besseren Lebens an der Wurzel zerstört? Wechselte man damals bloß ein System in der Absicht, in einem anderen System besser versorgt zu werden? Jedenfalls

erscheinen die Passanten in der Einkaufshalle als Konsumenten, in deren Gesichtern Enttäuschung geschrieben steht, weil ihre Erwartung getrogen wurde, auf dem von der Werbung gefeierten Niveau der alten Bundesrepublik in rundum verwalteter DDRSicherheit reibungslos versorgt zu werden. Irgend etwas hat sie unfähig gemacht, sich eine Alternative vorzustellen. Schon die bescheidene Freiheit des Müßiggangs liegt jenseits ihrer Vorstellungskraft, gilt als asoziales Verhalten, wogegen man, wenn einem der notorische Frust etwa Energie übrigläßt, mit Gewalt vorzugehen gewillt ist. Der DDRSozialismus muß furchtbar kleinbürgerlich gewesen sein. Angesichts seiner nachträglichen Verharmloser oder Befürworter müßte eigentlich jedem WessiLinken die Kotze hochkommen. Eigentlich.



Wir verwenden zwar die gleichen Worte, sie haben aber unterschiedliche Bedeutungen. Die sich von einem EinkaufshallenWessi durch besonders unverträgliche Krautigkeit unterscheidenden Denkgewohnheiten eines EinkaufshallenOssis erklären sich vermutlich teilweise aus seiner dialektisch materialistischen Grundausbildung. Die diamatt autoritäre Rundumerziehung in einer verhältnismäßig geschlossenen und um unhaltbare Legitimation bemühten Gesellschaft könnte bei den Älteren Denkstrukturen verfestigt haben, mit denen eine sich wandelnde Welt nicht annähernd erfaßt, also auch nicht kritisiert werden kann. Das Vertrauen in die Weltläufe ist, unabhängig von Gegebenheiten, grundsätzlich erschüttert. Aber mein Vopo konnte die Leute nehmen, er sprach ihre **Sprache**. Als ein älterer Herr mit verschlossenem Gesicht sich anschickte, nachdem er flüchtig in unseren Broschüren geblättert hatte, mißmutig zu verschwinden, sprach ihn Peter an. Am vertrauten Sprachklang erkannte der Mann: „Ach, sie sind ja gar nicht von Drüben.“ Also konnte er entspannt verweilen und vertraut mit dem Kollegen Rentner plaudern.



Peter stand vor unserem Tresen und ordnete die Broschüren. Ein ergrauter Herr in Anzug und mit Gattin kam auf ihn zu. „Hallo Herr W! Das ist ja eine Überraschung. Was machen Sie denn hier?“ Peter schaut auf die ihm hingehaltene **Hand**, blickte dem Herren staunend ins Gesicht, mustert ihn von oben bis unten. Ihm fest in die Augen schauend nahm mein ExVopo Haltung an und verschränkt seine Hände auf seinem Rücken. Der Herr errötete, seine Gattin erblaßte, beide gingen weg. „Weißt du wer das war?“, raunte mir Peter zu, „das war mein Parteisekretär.“



Ja, manchmal konnte er böse werden, unser Peter. Damals sah er einmal einen Trabbi, der an einer Ampel gerade anfuhr, in dem der Fahrer seinen **Gurt** nicht angelegt hatte. Sogleich winkte er ihn mit der Kelle an die Seite und sagte: „Sie haben ihren Gurt nicht um, das macht 10 Mark und legen sie ihn bitte an.“ „Nein“, antwortete der Mann im Trabbi, „ich habe ihn um.“ „Wie?“ staunte Peter, „ich sehe doch, sie haben ihn nicht um, machen sie keine Faxen, legen sie den Gurt an und zahlen sie.“ „Nein, sie sehen schlecht, ich hab ihn um.“ Und der Mann fuhr weiter. Mein ExVopo hatte keine Handhabe, denn er war allein, Aussage stand gegen Aussage. Aber er notierte sich die Nummer des Trabbis und lauerte dem Fahrer auf. Denn, erklärte mir Peter, wer einmal den Gurt nicht um habe, habe ihn auch ein andermal nicht um. Als er die Adresse des unverschämten Trabbifahrers heraus hatte, schlich er mit einem Kollegen, selbstverständlich nicht mit dem in dem schmuddeligen Hemd, in der betreffenden Straße herum, kannte bald die Zeiten, an denen der Mann morgens wegfuhr und nachmittags heimkehrte. Endlich war es soweit, der Mann fuhr los und hatte den Gurt nicht um. Peter sprang mit seinem Kollegen aus einem Hauseingang auf die Straße, hielt den Trabbi an: „Kein Gurt! Das macht 40 Mark und einen Stempel. Ich sehe nämlich gut, denn ich trage Brille.“ Rache ist süß.



Nach einem Schwätzchen mit einem dicklichen Rentner kam mein VopoKamerad freudestrahlend zu unserem Tresen zurück: „Das war Werner! Wir kennen uns schon lange, sind Freunde.“ Da diese Freundschaft berufliche Hintergründe hatte, erzählte er mir die dazugehörige Geschichte. Werner war **Taxifahrer** gewesen, aber schwarz, ohne Lizenz und auf eigene Rechnung. So was durfte damals natürlich nicht sein, nicht bloß wegen der Steuern und Abgaben wie heute, denn mit so einem Schwarzfahrer konnten sich Wessis unbeaufsichtigt bewegen und unangemeldete Besuche machen. Aber dem wachsamem Peter war aufgefallen, daß ein bestimmter, buttergelber Trabant, der Werners, ungewöhnlich oft seinen Weg kreuzte. Normale Autos, erfuhr ich, sehe man nicht oft, sie fahren zur Arbeit, zum Einkaufen oder zu Verwandte, aber nicht andauernd in der Gegend herum. Also beschattete Peter den auffälligen Trabant und sah seinen Verdacht, daß illegal Personen befördert wurden, bald bestätigt. Aber der Zugriff gelang meinem Peter nicht. Unmotiviertes Autofahren war nicht verboten, der Verdächtige mußte bei einer seiner illegalen Taxifahrten erwischt werden. Aber sobald Peters Funkwagen erschien, drückte Werner auf die Tube und machte sich aus dem Staub. Um das Katz- und Mausspiel abzukürzen griff mein ExVopo, dem an-

hand der Zulassungsnummer Werner Adresse längst bekannt war, einmal zu einer List. Anstatt hinter dem flüchtigen Werner her, fuhr Peter sogleich zu dessen Wohnung, um ihn dort zu empfangen, zur Rede zu stellen und nach verdächtigen Indizien, beispielsweise WestGeld, zu untersuchen. Aber als er vor Werners Platte anhielt, stand dessen Trabant bereits da. In einem Fenster des zweiten Stocks lehnte Werner und rief fröhlich herunter: „Hallo Herr W!“, auch er hatte den Namen seines Verfolgers herausgefunden, „Gratuliere! Meine Hochachtung! Sie sind wirklich schnell. Aber mich kriegen Sie nicht.“ „Doch,“ rief Peter herauf, „ich kriege sie!“ „Nein, Herr W., mich kriegen sie nicht.“ Und so war es auch, bis zum Untergang der DDR gelang es Peter nicht, Werner zu erwischen. Aber bei den vergeblichen Fangversuchen konnten beide ihre ausgezeichneten Ortskenntnisse und Fahrkünste vorführen; Katz und Maus begannen einander zu bewundern. Der Schwarzfahrer schickte Peter zu dessen 25jährigem Dienstjubiläum sogar einen Blumenstrauß auf die Wache. Auf der beiliegenden Karte stand: „Aus ehrlich empfundener Hochachtung für den pflichtbewußten Polizisten Peter W.“ In gewissem Sinne wurden die beiden Freunde, als Fußgänger grüßten sie sich auf der Straße und schwätzten miteinander. Auf die Hochachtung seines Lieblingsverkehrssünders war Peter noch immer stolz.



Damals, erzählte ich Peter, wenn wir über die Autobahn nach Berlin fahren, sei Magdeburg die einzige große DDRStadt gewesen, die direkt neben der Autobahn lag und in die man offenbar ungehindert abbiegen konnte. Regelmäßig hätten wir uns beim Vorbeifahren gefragt, ob wir nicht einfach abbiegen sollten, um uns mal eine solche Stadt anzusehen. Was wäre denn dann passiert, hätte mich Peter angehalten? Er überlegte, das wäre nicht nötig gewesen, wenn wir uns an die Verkehrsregeln gehalten hätten. Aber ein **WessiAuto**, so was wäre ihm schon aufgefallen. Unerlaubtes Verlassen der Transitwege, der ExVopo nannte den entsprechenden Paragraphen, konnte teuer werden. Jedenfalls hätte er sich unsere Nummer notiert und sie nach Helmstedt und Berlin telephonisch gemeldet, da oder dort mußten wir ja raus. Die Grenzer hätten dann unsere Papiere kontrolliert, vielleicht hätten wir ja eine Sondergenehmigung gehabt. Wenn nicht, hätte man uns gesagt, wir seien da und dort gesehen worden und die Strafe kassiert. – Damals also hätte er mich aufgeschrieben und verpetzt, mein guter Peter.



So ein VopoLeben ist nicht nur lustig. Es gab brisante Tage. Gewiß, auch mit gewöhnlichen Kriminellen konnte es unangenehm werden, aber mit denen

wurde die Vopo ziemlich routiniert fertig, die Überwachung war ja picobello organisiert. Aber besonders prickelnd konnte es werden, wenn die Russen Amtshilfe anforderten. Wenn einer von den Brüdern abgehauen war, erzählte Peter, mußte er mit Hilfe der Deutschen wieder eingefangen werden. Danach sah man den dann nicht mehr wieder, der verschwand irgendwo in Sibirien. In diesem Punkt verstanden die Russen keinen Spaß. Einmal sei ein **Deserteur** schwer bewaffnet ausgebrochen, mit Maschinenpistole und Handgranaten wollte er sich durchschlagen. So einer sei eine allgemeine Gefahr. Großalarm, die Vopo mußte ihn suchen. Zunächst wurde vermutetet, er würde versuchen, in Richtung Helmstedt durchzubrechen. Aber Richtung Berlin wurden Lebensmitteldiebstähle und eine verdächtige Person gemeldet. Über ein Dutzend Funkwagen schwärmten aus und suchten den Flüchtling planmäßig, kreisten ihn ein, drängten ihn in die Enge. Schließlich konnte er nur noch in einem Wäldchen stecken, aus dem die Suchhunde, nachdem Schüsse gehört worden waren, nicht mehr zurückkamen. Die Funkwagen umstellten das Wäldchen und benachrichtigten die Russen. Die kamen mit Schützenpanzern, drangen mit ihnen in das Wäldchen ein und hämmerten es mit ihren Maschinengewehren zusammen. Danach war von dem Deserteur nichts mehr zu sehen.



Nach dem geglückten Mauerbau, erinnerte sich Peter, feierten die hohen Offiziere ihren Sieg über den Westen auf einer Ostseeinsel. Peters Fallschirmjägereinheit wurde abkommandiert, um das Fest zu schützen und abzusichern. Hinter der von ihnen besetzten äußeren Absperrung bildeten Spezialkräfte des MfS einen inneren Sicherheitsring. Denn man gönnte sich was. Auf dem Fest ging es hoch her, zur Unterhaltung der Offiziere wurden die Tänzerinnen des NVA Musikchors eingeflogen und Prostituierte angekarrt. Bei dem Fest war auch ein Bekannte von Peter, ein überzeugter Kommunist, der nahm an der Orgie Anstoß. Das Fressen und Saufen mochte unter Volksarmisten ausnahmsweise angehen, aber Hurerei hatten die verschiedensten Vordenker des Sozialismus, in diesem Punkte Marx folgend, als extreme Form kapitalistischer Ausbeutung gebranntmarkt, weil dabei über die Arbeitskraft hinaus der ganze Körper seinem Besitzer entfremdet würde. So was durfte im realexistierenden Sozialismus eigentlich nicht hingenommen werden. Was tun? Peters Bekannten plagten Gewissensbisse, als guter Genosse durfte er die Vorkommnisse eigentlich nicht stillschweigend übergehen, sondern mußte sie der Partei melden. Peter riet seinem Bekannten, er solle kein Aufsehen erregen, sondern einstweilen mit den Hunden heulen, dann sei in einigen Monaten alles vergessen. Aber der Genosse konnte seine Grundsätze nicht beiseiteschiebe und machte eine schriftliche Meldung. Zu-

nächst kam nichts. Aber nach einigen Wochen, fragte ihn sein Vorgesetzter besorgt, ob er nicht überarbeitet sei? Er solle trotzdem mal zum Arzt gehen. Der Arzt war instruiert und stellte fest, das Peters Bekannter tatsächlich überarbeitet und nervlich überspannt sei. Er beurlaubte ihn für zwei Wochen und gab ihm ein Medikament. Peters Bekannter bekam Halluzinationen, bald war ihm nichts mehr zu glauben. Zur Arbeit konnte er nicht mehr zurück und, nachdem er auch äußerlich auffällig geworden war, weil er, so Peter, ungepflegt herumlief und sich einen Bart hatte wachsen lassen, vereinsamte er im **Wahnsinn**. Bis zur Wende bekam er Psychopharmaka. Nun war er Rentner.



Mein VopoRentner versicherte mir, Gewaltanwendung gegenüber einem anderen Menschen habe er immer für einen vollkommen unzulässigen Übergriff gehalten. Gewalt verletze die Menschenwürde. – Aber gegen eine **Ordnungsschelle** habe er nie etwas einzuwenden gehabt. Beispielsweise in jenem frostigen November, als er schon wieder wegen einer Kundgebung in der Kälte Überstunden machen mußte. Da habe so ein Demonstrant in Parker, mit fettigen Haaren und struppigem Bart an der Straßenecke gestanden und ihn schadenfroh angegrinst. Sonst war niemand da. Zack, versetzte ihm Peter eine Ohrfeige. Erschrocken schrie der Mann auf: „Ich hab doch nichts gesagt!“ „Ich hab auch nichts gemacht.“ antwortete Peter und zeigte mir seine damalige, lächelnde Unschuldsmiene.



Im Dienst konnte es für den Vopo gefährlich werden. Wenn am Sonntag Abend mit der letzten Straßenbahn die ungarischen Arbeiter betrunken zurück in ihr Barackenlager fahren, mußte an jeder Haltestelle, an der sie um- oder auszusteigen pflegten, ein Funkwagen stehen, damit nichts vorkommt. In einer dieser Nächte hatte Peters Funkwagen die **Endstation** zu überwachen. Jedoch gingen diesmal die Ungarn nicht achtlos vorbei, sondern begannen, das VopoAuto zu verspotten, zu beschimpfen, zu bespucken. Bald umringten ein Dutzend kräftiger Männer den Funkwagen und wippten ihn, daß die Stoßdämpfer krachten. Einer der Männer kniete sich auf die Motorhaube und trommelte gegen die Windschutzscheibe. Panik ergriff die beiden Insassen, aber Peter hielt seinen Kollegen zurück. „Wenn wir aussteigen, werden wir draußen zusammengeprügelt oder müssen schießen.“ Nach gehabtem Spaß trotteten die Ungarn davon. „Was sollen wir jetzt machen? Das können wir doch nicht auf uns sitzenlassen!“ Peter beruhigte seinen Kollegen, ihm war schon was eingefallen. Der Kollege solle langsam an den Un-

garn vorbeifahren. Derweil kurbelte Peter sein Seitenfenster herunter, packte seinen Gummiknüppel, erkannte den Mann, der auf der Motorhaube gekniet hatte, beim Überholen schlug er ihm mit Wucht den Knüppel über den Rücken. Gasgeben und abhauen. Im Rückspiegel war zu sehen, wie der Mann in die Knie ging und vornüber kippte. Von einem solchen Schlag ins Kreuz erholt sich nicht jeder. Aber, versicherte mir Peter heiter, es kam nichts nach, es kam nichts.



Gegen meinen ExVopo war nichts einzuwenden, er wurde von der neuen Polizei übernommen und konnte weiter Dienst machen, hätte sogar einen Offizierslehrgang besuchen können, wenn er gewollt hätte. Peter lächelte, seine **Akte** bei der Stasi habe er auch gelesen. Picobello, die hätten an ihm nichts zu beanstanden gehabt, sondern ihm eine rundum saubere Weste bescheinigt. Daß einzige, was sie ihm vorzuwerfen gehabt hätten sei, „ein starker Hang zum Weiblichen. Da kann man nicht Meckern.“ – Manchmal mache er sich jedoch selber Vorwürfe, weil auch er, als er Wachleiter gewesen war, wenn es galt, Personal in eine andere Wache zu versetzen, selbstverständlich diejenigen vorgeschlagen hatte, die irgendwie negativ auffällig geworden waren. Da der Wessi keine Ahnung hat, wie man damals negativ auffiel, erklärte es Peter: Wer im Dienst ohne Mütze oder rauchend, das war in Uniform verboten, gesehen worden war.



Es war einer meiner letzten Abende. Gemäß meiner Bierordnung wollte ich vor dem Schlafengehen in Ruhe zwei große Bier trinken. Die annähernd modische Kneipe war mir als verhältnismäßig langweilig bekannt, aber diesmal störte meine Bierruhe ein lärmender Frauenzirkel am hinteren Tisch. Jede der ausgelassenen Damen war zwar deutlich über ihr dreißigstes, vielleicht auch vierzigstes Jahr hinaus, dennoch feierten sie den Junggesellinnenabschied einer ihrer Kolleginnen in jugendlichem Übermut. Am bevorstehenden 07.07.07 beabsichtigten viele Paare zu heiraten, um das einschneidende Datum niemals zu vergessen. Ein freundlich lächelnder **Neger** mit Hut kam herein, stellte sich neben mich an den Tresen und bestellte einen Fruchtsaft. Er sah sympathisch und gut aus, mehr noch, er erinnerte an einen der körpergebildeten Paradeneger aus der Filmkiste. Jedenfalls paßte er ebensowenig wie ich in diese Kneipe, es könnte sich ein Gespräch zwischen uns ergeben. Aber eine vollreife Frau kam und redete mit ihm. Die beiden hatten nicht erotische Heimlichkeiten, wie ich zunächst vermutete, sondern Geschäftliches zu besprechen. Geld wurde übergeben, Musik-CDs über den

Tresen gereicht. Mehrmals ging die Frau wie vermittelnd zwischen Tresen und Frauenzirkel hin und her. Dann ging der Mann auf die freie Fläche vor dem Tisch mit den Jungesellinnen, die Musik wechselte und sein Auftritt begann. Die Freundinnen hatten der Braut zum Abschied einen Neger gekauft. Der begann sich im Rhythmus seiner mitgebrachten Musik in den Hüften zu wiegen, zu drehen, zu biegen, zu springen, tanzend sich zu entkleiden. Es kreischten die Frauen. Flog die Jacke weg oder lüpfte sich die Hose über den Backen, kreischten sie schrill. Bezahlte Entkleidung pflegen Männer schweigend zu beschauen, nehmen die eindringlichen Bilder mit aufs stille Kämmerlein, um sie nachträglich zu bearbeiten. Offenbar reagieren Frauen sogleich mit entfesselter Lust, als überträten sie ein altes, dereinst unumstößliches Verbot. Die Damen am hinteren Tisch blieben in ihrer Begeisterung nicht allein. Vom Kreischen angelockt kamen von allen Tischen die Frauen herbei, bald standen sie dichtgedrängt um den freien Fleck, auf dem sich der Neger verrenkte. Drei Damen, etwa 50jährig, betraten auf der Suche nach einem freien Tisch die Kneipe, sahen beiläufig zur Darbietung hinüber. Nein, sie gingen nicht weiter, sondern blieben gebannt stehen. Das allgemeine Kreischen zerstörte meine Bierruhe. Bald verschwand der Tanzende hinter der ihn umringenden Menschenmenge, aber auf dem Display des über meiner Nase von einer hochgereckten Hand gehaltenen Handys konnte ich seine Darbietung vom Tresen aus sehen. Er hatte nur noch ein knappes Leder vor seinem Genital, buhlte vor der durch ihn Beschenkten, die breitbeinig und zurückgelehnt vor ihm regungslos auf einem Stuhl saß. Er begann ihr Haar zu berühren, ihre Beine, ihre Brüste. Jede seiner Berührungen wurde mit allgemeinem Kreischen beantwortet. Nun hielt er sich den Hut vor sein Geschlecht, drehte sich um und wackelte mit seinem nackten Hintern vor der Nase und in den Brüsten der werdenden Braut. Die stöhnte, es hielt sie nicht mehr auf dem Stuhl, rücklings rutschte sie auf den Fußboden, räkelte sich, wand sich wie eine verstörte Schlange, er über ihr, wie schwimmend, stoßend, neckend. Ihren Kopf hin und her werfend überschrie die am Boden liegende das allgemeine Kreischen: „Nein! Nein! Ich werde nicht heiraten! Nein!“. Rasender Beifall. Die Zeit war um, der Fruchtbarkeitszauber vorbei, es war bloß ein Tanz. Während ich den Kindern Sozialgeschichten erzähle, belustigt mein Kollege Neger die Frauen. Er macht harte Arbeit, muß sich fitt halten, Sport und Akrobatik treiben, alkoholische Getränke einschränken und auf üppiges Essen verzichten, sich der Stimmung seiner jeweiligen Kunden anpassen und immer freundlich bleiben; das Altern wird der Ausübung seines Handwerks natürliche Grenzen setzen. Hoffentlich bekommt mein Kollege Seiltänzer 200 für den Abend.



Je genauer ich vom Rhein zurückblicke, desto deutlicher wird mir, daß der Begriff „Deutschland“ zu umfassend für die Gegend ist, in der ich war. Dort war ich weder in Deutschland noch am Rhein oder in Bayern, in Sachsen, Friesland oder Thüringen, sondern ich war tatsächlich, man glaubt es kaum, in: **Preußen**. – Seit 1648 gehörten die Bistümer Magdeburg und Halberstadt zum Kurfürstentum Brandenburg. Trotz des dort gesprochenen, für rheinische Ohren sächselnd klingenden Dialekts gehörte die Landschaft während der prägenden Entwicklung der Neuzeit zum altpreußischen Kernland. Hernach schlug dort keine andere Identität Wurzeln. Die folgenden Reiche endeten im Desaster, die überschaubare DDR ging ruhmlos unter und die große Bundesrepublik blieb den Menschen fremd. Das Bundesland Sachsen-Anhalt kann sich weder auf eine Tradition noch auf ein eigenartiges Völkchen wie Thüringen oder Sachsen berufen. Die Konstruktion eines Staatsbürgertums ist zu abstrakt und zu kompliziert, auch hat man mit dergleichen in der Vergangenheit schlechte Erfahrungen gemacht, um damit ein bejahendes Wirgefühl zu begründen. In den Abgründen der Geschichte finden die dortigen Einwohner keinen anderen Bezugspunkt, sie empfinden und bestimmen sich weiterhin als Preußen. Ein einziges Mal lachte 1 Frau, als ich anlässlich der Reichsgründung zum besten gab, daß seinerzeit für Badenser Preuße zu sein bedeutete: Maulhalten, Steuernzahlen, Soldatwerden. In der ganzen Republik habe ich an dieser Stelle die Lacher auf meiner Seite, dort aber erntete ich eisernes Schweigen. Der Scherz war ein Volltreffer in die Eingeweide. Von Preußen war, so meinten Adenauer & De Gaulle, die DDR übriggeblieben, denn von jeher hatte der Militärstaat egalitäre Neigungen, auch Unterordnung, formalisierte Autorität, Uniformen, Kasernierung in der Platte erinnerten an den Vorgänger. Die DDR war Preußens letzte Niederlage. Am Ende einer Reihe vernichtender Niederlagen begegnete mir in Magdeburg das Gespenst Preußens: Preußen ohne Staatsidee aber mit Borussischer Borniertheit, schmucklos, barsch, motzig, ruppig, freudlos, schlecht gelaunt und aggressiv. – Preußens Glorie hat gewiß auch bedenkliche Seiten, aber Preußens Gespenst ist zum gruseln.



Donnerstag, 15. November 2007